In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(35. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

In all das Gewirr von Stimmen rief Hermann hinein: „Dabei hat dieser Bau nach meiner ersten Berechnung 25 Prozent mehr Nutzfläche und kostet 50 bis 60 Prozent weniger."

„Das ist nicht wahr." Scharf rief es der Vertreter der angegriffenen Firma.

Paul von Zimmer klopfte auf den Tisch. „Meine Herren, ich bitte um Ruhe und bitte wieder Platz zu nehmen." Sofort trat Stille ein. „Ich danke, dir, lieber Hermann, für deine Ausführungen, die mich wie uns alle sehr überraschen. Ich bedaure nur, daß ich nicht früher von all dem Kenntnis erhalten habe. Aber das ist ja ein anderes Thema. Meine Herren, der Zweck der Sitzung ist trotz dieses — sagen wir: Zwischenfalles erreicht. Die Darlegungen Herrn Dr. Kähls und des Herrn Direktor Kalkschmidt waren für Sie die Hauptsache. Und nun, meine Herren! Es wird gebaut! Ob so oder so, wird die Prüfung ergeben. Wir beginnen auf jeden Fall im Februar. Das ist der Termin, den ich heute unter allen Umständen festlegen wollte. Bis dahin wird die Baukommission, deren Zusammentritt heute geregelt werden sollte, arbeiten. In ihr will ich selbst den Vorsitz führen. Zu Mitgliedern bitte ich Herrn Justizrat Herpach für die Verträge, Herrn Direktor Kalkschmidt für die kaufmännische Leitung, für chemische Interessen Herrn Dr. Kähl und Herrn Dr. Killhorn, und schließlich bitte ich noch Herrn Geheimrat Pörner vom Bauamt und dich, Hermann, beizutreten. Gleichzeitig bitte ich den Herren Stapel & Wiedemann mitzuteilen, daß sie natürlich bei der Vergebung der Bauten beteiligt bleiben, es komme, wie es wolle. Und damit meine Herren, schließe ich die Sitzung."

*

Carla ging sehr hocherhobenen Hauptes durch die Josephinenstraße. Stolz. Sieghaft. Die Verlobung war nun veröffentlicht. Man sprach schon vom Hochzeitstermin. Bald sollte geheiratet werden: im frühen Frühjahr, Februar oder März. Großvater wollte die Feier in Golmitz ausrichten, aber die Gräfin-Mutter sträubte sich; sie wollte sich das Fest nicht entgehen lassen und nicht um ihre große Rolle als Brautmutter kommen. Auch Graf Falkenberg war für Berlin: „Schon Kähls wegen. Wir haben oft genug davon gesprochen, daß unsere Kinder im Union-Hotel heiraten sollten, wenn er, Zimmer und ich, beisammen saßen. Wir haben überhaupt viele Verpflichtungen, die wir nicht in Golmitz erledigen können." Auch Carla war für Berlin: Trauung in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche mit viel Menschen und großer Anfahrt. Voll mußte das Kirchenschiff sein, und dann wollte sie ganz langsam durch die Mitte gehen, die lange Schleppe hinter sich. Es würde ein schönes Bild geben.

Sie hatte sich gewandelt. Als ob sie jetzt schon fraulicher geworden wäre. So viel ruhige Sicherheit war in ihr; sie liebte große, langausholende Bewegungen mit den Armen, liebte weites, ruhiges Schreiten, stummes Wenden des Kopfes. „Hochmütig ist sie," sagte Ruth, und mußte dann doch den Ausdruck zurücknehmen. Axel Wrangel kam auf ein paar Tage nach Berlin, wohnte im Union und machte natürlich mit Carla bei Zimmers Besuch. Nicht ganz steif und förmlich, sondern nach vorheriger telephonischer Ansage durch Anna. Der Geheimrat war in den Werken. Aber Hermann war zugegen; Ruth hatte darauf bestanden, hatte Mama-Lucie bearbeitet: „Er muß dabei sein, gerade weil sie das erste Mal seit der Entlobung wieder in unser Haus kommt. Das mußt du durchsetzen. Es sähe wie Absicht aus, wenn er fehlte. Als ob er Angst hätte." Hermann hatte sich auch nicht weiter gesperrt. „Ich habe zwar rasend zu tun. Aber wenn du meinst, daß es notwendig ist, Mama, dann mache ich mich die zwei Stunden frei. Warum soll ich Carla nicht Guten Tag sagen und meinen Herrn Nachfolger kennenlernen?" Lucie von Zimmer staunte wieder: Wo nahm Hermann plötzlich diesen selbstsicheren Sarkasmus her?

Aber dann wurde er doch ein wenig blaß, als sie eintraten. Auch Ruth war überrascht. Das Paar war wirklich schön. Wie aus einem Guß. Kein Brautpaar eigentlich, über dem doch sonst ein Hauch von Weichheit und Zärtlichkeit lag. Eher wie ein junges Ehepaar aus dem Kreise der alten Diplomatie, das sich nach den Gesetzen internationaler Gepflogenheiten und Ueberlieferungen bewegte. Er nach neuster Vorschrift im schwarzen Jackenanzug mit leicht gestreifter Hose, sie in einem sehr einfachen, fast schlichten Nachmittagskleide, graues Crepe de Chine, um den schlanken Hals eine dichte Kette schwerer Perlen; Ruth wußte schon von ihnen, Anna hatte es ihr erzählt: Wrangelsche Perlen waren es, russische Perlen; die Schwiegermutter hatte sie ihr in Königsberg gegeben.

Carla beugte sich über Frau von Zimmers Rechte, dann reichte sie Ruth die Hand und Hermann. Und war sofort die Alte, Vertraute. Als ob sie nie aus dem Freundeskreise der Josephinenstraße ausgeschieden wäre. „Liebe Tante Lucie," hier, „lieber Hermann," dort. Sie spielt ja raffiniert Komödie, dachte Ruth, sie ist doch eine Kanaille. Dachte es, aber meinte es nicht böse und mußte schließlich ihre Ansicht wandeln. Denn Carla war nicht nur liebenswürdig, nein, sie war herz-

lich, aufrichtig herzlich. Trotz aller Reserve, trotz allen Stolzes. Sie sprach geflissentlich viel mit Hermann.

„Anna erzählte mir schon, daß du deine Studien in München unterbrochen hättest."

„Nicht nur unterbrochen, Carla — aufgegeben habe ich sie."

„Und warum?"

„Weil sie töricht waren. Und trotzdem gut. Ich habe viel gelernt dort. Aber wenig in der Malerei."

„Und was gedenkst du jetzt zu tun?"

„Ich arbeite wieder in den Werken, wenn auch vorläufig noch in anderem Sinne. Ich bin in der Leitung unserer Neubauten beschäftigt, die zum großen Teil nach meinen Entwürfen ausgeführt werden sollen."

„So, du bist wieder in den Werken. Darf ich sagen, Hermann, daß mich das freut? Du wirst es mir ja nicht übelnehmen, wenn ich behaupte, daß du damals auf ganz falschem Wege warst. Ich habe das ja auch erst später erkannt. Nun hast du dich wiedergefunden." Sie streckte ihm die Hand hin. „Darf ich dir gratulieren?"

Fest griff er zu. „Du darfst es, Carla."

„Also auf guten Erfolg und —" nun zögerte sie doch eine Sekunde — „und auf gute Freundschaft."

Wahrhaftig, es kam ungemacht und ehrlich heraus. Ruth mußte es zugeben, hatte aber doch ein schmerzliches Empfinden dabei: die hatte es leicht von der sicheren Höhe eines gewonnenen Glückes aus.

Und dann ließ Carla nicht locker. Hermann mußte hinausgehen und seine Skizzen holen, die zum Umbau des Bayernhofes und die ersten Entwürfe zum Zimmer-Neubau. Die Schlußentwürfe waren draußen in den Werken. Sie war voller Interesse, er mußte erläutern, erklären. „Wie du dich da hineingearbeitet hast — wirklich famos." Einen Augenblick sah sie ihn von der Seite an. „Du siehst überdies gut aus, Hermann, gesünder, frischer." Um dann sofort wieder ins Sachliche überzugehen: „Also im Februar wollt Ihr in Tempelhof beginnen . . ."

Fast zwei Stunden blieben die beiden.

Als sie gegangen waren, sagte Ruth zu Hermann und dachte dabei an ihr letztes Gespräch mit Anna Falkenberg. „Schön ist die Carla doch." Fest sah sie ihn an. Nicht eine Miene verzog er. „Gewiß, schön ist sie. Liebenswürdig auch. Aber — ich fühle es heute mehr als je — keine Frau für mich. Für sie ist ein Mann wie der Baron Wrangel der richtige. Ueberdies ein netter Mensch. Gewandt. Abgeschliffen und sicher auch gescheut. Der hat die notwendige Ruhe. Er hat jetzt schon auf Carla abgefärbt. Sie ist nicht mehr das junge Mädchen von einst. Sie ist bereits gelenkt und gebremst. Sie wird ganz wrangelsch werden, verlaß dich drauf. Ganz zimmersch wäre sie nie geworden. — Und wenn ich noch zehn Riesenbauten entworfen hätte."

*

Auch Axel sprach über seine Eindrücke, als sie zum Falkenbergschen Haus zurückgingen.

„Ich hatte mich ein wenig gefürchtet vor diesem Besuch. Aber ich bin aufs angenehmste enttäuscht worden."

„Du kanntest doch Ruth schon."

„Gewiß, aber ich hatte sie mir in Golmitz nie angesehen."

„Warum nicht?"

„Weil du da warst. Und dann: diese Art Menschen gab es in Kurland nicht. Oder zum mindesten, sie interessierten uns nicht. Hier ist es anders. Es steckt da tiefe Kultur. Das fühlt man sofort. Es ist ein guter Schlag. Und die Ruth ist eigentlich ein hübsches Mädel. Auch Herr von Zimmer hat mir gefallen."

„Du kannst ruhig Hermann sagen. Du mußt dich nun schon in den Ton der Josephinenstraße hineinfügen." Sie wies zum Kählschen Hause. „Da müssen wir auch hin, Sonntags, wenn der alte Herr, der Onkel Conrad da ist. Und bei Fritz und Margot Kähl müssen wir zum mindesten Karten abgeben."

Er schwieg eine Weile. Als sie dann am Falkenbergschen Portal standen, sagte er: „Du hast dich ja sehr eingehend mit den Zimmerschen Plänen beschäftigt."

„Mit Hermanns, meinst du. Bist du eifersüchtig?"

„Nein, das liegt mir nicht."

„Dann wirst du mich auch verstehen. Es freute mich, wie Hermann sich herausgemacht hat. Er ist äußerlich und innerlich ein ganz anderer geworden. Du — ich will ihm wirklich gute Freundschaft halten, ihm und den Zimmers überhaupt. Es gibt hier nämlich noch allerlei Geheimnisse in der Josephinenstraße, in die du erst nach und nach eindringen wirst." —

Als sie am nächsten Sonntag zum Kählschen Haus hinübergingen, trafen sie nur Lisa.

„Das ist lieb von dir, daß du kommst, Carla. Ich dachte schon, Ihr hättet uns alle vergessen. Von Ruth sehe ich kaum noch etwas. Gerad', daß man sich mal zwischen den Häusern trifft." Und dann: „Papa kann leider nicht kommen. Er liegt mal wieder. Nichts Ernstes. Keine richtigen Beschwerden, kein Fieber. Aber furchtbar matt ist er. Wohl Ueberarbeitung in der Hauptsache. Es ist ja jetzt Hochbetrieb im Union, und er will immer noch alles allein machen."

Es stand aber ernster um Conrad Kähl, als Lisa ahnte. Auch als Margot ahnte, obgleich sie mit offeneren Augen sah, als die kleine Schwägerin.

Und auch Conrad Kähl selbst wollte es nicht wahr haben, daß es ihm gar nicht gut ging. Er trug nach wie vor die gesamte Arbeitslast der Leitung des Unionhotels. Aber er trug sie auf müden Schultern. Das Aufstehen am frühen Morgen wurde ihm schwer. Einst hatte er es geliebt, zu Fuß langsam über die breite Charlottenburger Brücke zu pendeln und dann die lange Straße herunterzuschlendern, die quer durch den Tiergarten zum Brandenburger Tor führt. Er hatte sich an den buntbemützten Studenten gefreut, die zur Technischen Hochschule eilten, hatte im Sommer den Reitern nachgesehen und im Winter gern einen Umweg gemacht, um den Schlittschuhläufern zuzuschauen, die auf dem Neuen See ihre Kreise zogen. Eine knappe Stunde hatte die Wanderung von der Josephinenstraße bis Unter die Linden gedauert, bis zum Unionhotel. Und diese Stunde war ihm Lebensbedürfnis gewesen. „Frische Luft erhält jung," pflegte er zu sagen, „der Mensch muß laufen, wenn er tagsüber Stubenarbeit hat." Jetzt lief Conrad Kähl nicht mehr. Er ließ sich den Kraftwagen des Unionhotels kommen und fuhr im Geschwindtempo die Charlottenburger Chaussee herunter. Kaum daß er rechts und links sah; es interessierte ihn nicht mehr, was die Jugend tat.

Er ging durch die Flure und Gänge seines Hotels, ging noch durch die Speisesäle, durch die Küchen und Keller, aber er ging bedächtig und ganz langsam. Schritt für Schritt. Manchmal blieb er jetzt auf den Treppenabsätzen stehen und lehnte sich gegen einen der immer kühlen Marmorpfeiler. Er brauchte eine Stütze. Ueberall standen bequeme, breitausladende Stühle. Er hätte sich so gern gesetzt. Aber er setzte sich nicht, denn das ging nicht an: nicht vor den Gästen, nicht vor dem Personal. Sie durften nicht sehen, daß er müde war. Das Auge des Wirtes mußte wachen — wachen für seine Gäste, über seinen Angestellten.

Er hatte auch noch seine gewohnten Besprechungen mit den Küchen- und Kellerchefs, mit den Empfangsdirektoren und den Oberkellnern. Bei ihnen raffte er alle Kraft zusammen. Er gab sich frisch und arbeitsfroh. Auch sie sollten nichts von seiner Schwäche mer-

ken. Und merkten sie doch. Hin und wieder vergaß Conrad Kähl jetzt etwas. Oder er stellte innerhalb weniger Minuten die gleiche Frage zweimal. Es stockte in ihm — das Blut floß langsamer, zu langsam.

Wenn sich die schwere gepolsterte Tür seines Privatkontors hinter den Angestellten geschlossen hatte, sank Conrad Kähl in sich zusammen. Ganz klein wurde er. Sein Rücken krümmte sich, den Kopf stützte er in die Hände und schloß die Augen. Eine große Sehnsucht faßte ihn, sich auf der Chaiselongue dort drüben auszustrecken und zu schlafen, zu schlafen. Aber er rührte sich nicht vom Stuhl. Angst war in ihm: „wenn du dich jetzt legst, stehst du nicht wieder auf — nie wieder. Und du mußt noch viel arbeiten, denn wer soll sonst deine Arbeit hier tun? Wer soll Conrad Kähls Union-Hotel in Ordnung halten?" So stark, so heiß war die Angst, daß ihm die Tränen kamen. Tränen der Schwäche.

So traf ihn eines Tages Margot, so gebeugt, müde, zusammengesunken, mit feuchten Augen.

Sie warf sich neben seinem Stuhl in die Knie, faßte nach seiner Hand: „Was ist dir — was ist dir?"

Er hatte sich sofort wieder, richtete sich ein wenig auf, strich ihr über die Wange. „Margot, Kind, sorgst du dich? Brauchst dich nicht zu sorgen. Die alte Maschine läuft noch. Nur alt ist sie eben. Recht alt. Und weißt du, da hapert es dann und wann ein bissel. Aber es muß gehen. Wer soll es denn sonst machen? Es ist nicht immer leicht, so allein. So ganz allein."

„Du mußt dich schonen, Papa."

„Ich schone mich schon, Margotchen. Viel zu sehr schone ich mich. War schon fast eine Woche nicht im dritten Stock. Hab immer nur Herrn Relstab hinaufgeschickt. Das ist nicht das Richtige. Selbst muß man nachsehen. Selbst."

„Du mußt dich aber entlasten. Du hast dir immer zu viel Kleinkram aufgepackt. Laß doch Herrn Friedel kommen, der weiß überall Bescheid."

„Ach, der Friedel, Margot. Der Friedel. Der ist jetzt voll beschäftigt in Oberstdorf. Da kommt bald die Wintersaison. Und dann das Ausräumen zum Umbau. Der muß schon unten bleiben. Es soll doch alles ordentlich gemacht werden." Er machte eine Pause, strich sich über die Stirn. Dann sagte er: „Steh auf, Margot. Komm, nimm dir einen Stuhl, setz' dich ein bißchen zu mir. Ich sehe euch so selten."

„Aber ich war doch gestern erst hier . . ."

„Ja, du. Richtig, gestern. Ja, da warst du hier. Lieb war das von dir. Nur der Fritz, der kommt gar nicht mehr."

„Fritz hat so viel zu tun."

„Ich weiß, Margot. Der Neubau in den Zimmerwerken und seine Erfindungen." Wieder schwieg er eine Weile, blickte vor sich hin, sann nach, fuhr dann fort. „Ach ja, der Friedel. Der soll mir den Bayernhof erst in Ordnung bringen. Siehst du, Margot, das möcht ich noch erleben, daß der in seiner neuen Gestalt fertig dasteht. Den soll die Lisa 'mal haben, Margot . . ."

Hastig unterbrach sie ihn. „Aber Papa, rede doch nicht solchen Unsinn . . ."

(Fortsetzung folgt)

Der Rennfahrer

Von **M. Stole**

Als der Rennwagen von Herbert Prinz in einer Wolke von Staub und unter dem ohrenbetäubenden Jauchzen der Tribünen als erster über den Endstreifen fuhr, stieß Maud einen Seufzer der Erleichterung aus.

Dies war die letzte Fahrt gewesen. Er hatte es ihr geschworen.

Nun, da er gewonnen hatte, war dies ein glänzendes Ende seiner Karriere als Rennfahrer. Mit solchen Dingen muß man in einem bestimmten Alter Schluß machen. Vor allem, wenn man verheiratet ist.

Maud hörte kaum auf die Glückwünsche, die man ihr von allen Seiten zurief. Sie eilte an der Fahrbahn entlang zu der Benzinstation, wo er ausgestiegen war, und einen Moment später schloß sie ihn, schmutzig und erschöpft, wie er dastand nach der zweistündigen Anstrengung, in die Arme.

Photoapparate knipsten, und Filmkameras surrten um ihn herum. Am Abend würden die Zeitungen das Bild des berühmten Rennfahrers bringen, mit dem Kranz um die Schultern und seine junge Frau im Arm.

Die Tatsache, daß dies sein letztes Rennen sein würde, auch auf ausdrücklichen Wunsch seiner Schwiegereltern, war bereits bekannt. Herbert hatte darauf bestanden, den Sieg nicht im Freundeskreise zu feiern. „Es hätte zuviel von einem Begräbnismahl," hatte er lachend gesagt.

So war er mit Maud zum Essen in ein Restaurant gegangen, wo man ihn erkannte und der Applaus der Gäste ihn beinahe bedauern ließ, daß es nun für immer aus war.

Das amerikanische Publikum nimmt schwer Abschied von seinen Lieblingen. Man wollte den Namen von Herbert Prinz noch hören, und wenn es nicht mehr im Zusammenhang mit neuen Triumphen auf der Rennbahn sein konnte, dann wenigstens in Form persönlicher Erinnerungen. Eine große amerikanische Rundfunkgesellschaft forderte ihn gegen hohes Honorar zu einem Gespräch vor dem Mikrophon auf, als eine Art Rückblick auf seine jahrelangen Leistungen.

„Aber das ist dann auch das Allerletzte, was ich tue," sagte Herbert.

Die Zeitungen New Yorks kündigten an, daß das Gespräch an einem Abend in der nächsten Woche von 8.80 bis 9 Uhr stattfinden würde.

Die Rundfunkgesellschaft hatte ihm geschrieben, daß er um acht Uhr in ihrem Studio erwartet würde, das in einer kleinen Stadt, etwa vierzig Kilometer von seinem Wohnort entfernt, lag.

„Geh nicht zu spät weg," hatte Maud zu ihm gesagt. „Es hat nun keinen Sinn mehr zu rasen. Außerdem ist es heute sehr neblig. Versprichst du mir, langsam zu fahren?"

„Komm mit," schlug er vor. „Dann kannst du es kontrollieren."

Doch sie hatte sich vorgenommen, ihn zusammen mit den Zehntausenden im Lande am Lautsprecher zu hören. Und sie hatte ihre Eltern und noch einige Freunde zu diesem Zwecke zu sich eingeladen.

Auf Mauds Drängen war Herbert zwei Stunden vorher weggefahren, mit dem festen Versprechen, nicht schneller als sechzig Kilometer pro Stunde zu fahren.

Die Stunde näherte sich, um die die angekündigte Sendung anfangen sollte, und Maud ließ den Lautsprecher mitten auf den Tisch stellen. Punkt halb neun ertönte ein Gongschlag, und der Ansager kündigte an, daß jetzt das Gespräch mit Herbert Prinz, dem berühmten Autofahrer, beginnen würde.

Maud hörte eine Viertelstunde mit angehaltenem Atem zu. Herberts Stimme war so laut und deutlich zu hören, als stände er im Zimmer neben ihr.

Gerade an einer interessanten Stelle des Gesprächs wurde an die Tür geklopft. Sie hörte das Hausmädchen sagen, daß die gnädige Frau dringend am Telephon verlangt würde. „Es tut mir leid . . . ich kann jetzt nicht," erklärte Maud. Und mit geröteten Wangen lauschte sie weiter auf die Stimme im Radio. Sie sah nicht, daß das Mädchen wieder hereingekommen war und ihrem Vater etwas ins Ohr flüsterte. Lächelnd und voll Bewunderung lauschte sie auf ihren Mann, der allerlei scherzhafte Erinnerungen zum besten gab, auf die Art, die sie so gut von ihm kannte.

Der alte Herr stand im angrenzenden Zimmer am Telephon. Er war totenblaß.

„Aber, mein Herr . . . das ist doch nicht möglich . . ." stammelte er. „Das muß ein Irrtum sein. In diesem Moment spricht mein Schwiegersohn im Radio, wir hören seine Stimme."

„Ich versichere Ihnen . . . es ist kein Zweifel möglich."

Mauds Vater legte den Hörer auf den Apparat.

Irgendein schändlicher Kerl mußte das auf seinem Gewissen haben. Er nahm sich vor, nichts von dem Vorfall zu erzählen. Und im Wohnzimmer fand er die Gesellschaft noch so, wie er sie verlassen hatte: Maud und die anderen um den Lautsprecher sitzend, aus dem frisch und heiter Herberts Stimme klang.

In diesem Augenblick geschah etwas Schreckliches.

Die Stimme schwieg plötzlich. Bange Sekunden lang hörte man nichts . . . Es war totenstill im Zimmer. Maud lachte, weil Herbert Pech hatte. Es mußte etwas defekt sein auf der Sendestation. Da läutete im Nebenzimmer wieder das Telephon. Der Vater sprang auf und eilte an den Apparat. Um jeden Preis mußte er verhüten, daß Maud mit demselben Wahnsinnigen sprach, der ihm vor einigen Minuten gesagt hatte, daß Herbert verunglückt sei. Daß er vor einer halben Stunde tot unter den Ueberbleibseln seines Wagens hervorgezogen worden sei. Gerade wollte er den Hörer vom Apparat nehmen, als im Wohnzimmer ein Schrei ertönte.

Er ging sofort wieder hinein. Maud lag bewußtlos auf dem Boden, und entsetzt standen die andern um sie herum. Als sie in ihr Zimmer getragen war, hörte er bruchstückweise das Geschehene. Der Ansager hatte sich wieder gemeldet und eine schreckliche Nachricht gebracht. Herbert Prinz sei viel zu früh im Studio erschienen. In Anbetracht des schlechten Wetters, das ihn nötigte, sehr langsam zurückzufahren, habe man das Gespräch auf Wachsplatten aufgenommen, die zur festgesetzten Zeit, zwischen 8.30 und 9 Uhr, abgedreht wurden. Um diese Zeit war Prinz, der seine Familie überraschen wollte, schon auf dem Heimweg . . . in dem Nebel sei er gegen einen Leiterwagen gefahren . . . Darauf wurde die Sendung abgebrochen . . .

Mauds Vater verstand plötzlich alles. Herbert hatte im selben Augenblick eintreten wollen, als seine Stimme durch das Zimmer klang. Er war zu schnell gefahren. Zum allerletzten Male.

Still stand in dem leeren Zimmer der Lautsprecher. Und plötzlich erklang eine geisterhafte Stimme:

„Meine Damen und Herren, nach dieser furchtbaren Nachricht lassen wir eine Pause von fünf Minuten eintreten."

Der Sohn des Bauern

Von Rudolf Schubert

Wie ein guter Vater dem hungernden Kinde nicht Steine bieten kann statt Brot, wie ein guter Vater auch das schlimmste Vergehen verzeihen wird, wie ein guter Vater seinem Kinde hilft in aller Not, so geschah es nun Jochen, dem Sohn des Bauern.

Des Vaters Haus gab ihm Obdach, des Vaters Brot stillte den Hunger. Der Vater gab Arbeit und neue Kleider, auf daß er ein neues Leben beginne.

Der Vater fragte nicht: „Von wo kommst du?" Nein, sein Sohn kam heim, und es war gut, daß er kam . . .

Den Bauern, am Abend, nach Feierabend im Dorfkrug, sagt's einer dem andern: „Jochen, der Ingenieur, ist wieder daheim . . ., aha, seht an, da ist er nun wieder, der feine Mann . . . doch wer hätte gedacht, daß er zur Arbeit auf die Felder gehen werde, der studierte Herr, der Bücherwurm! Daß er seine Hände dreckig macht, he . . ."

Ja, mit dem Ochsengespann fuhr er Stalldung auf die Stoppelfelder; und einer hat ihn sehen nach der Mühle fahren, das Getreide zum Mahlen bringen. Alle wissen es, Knechtsarbeiten verrichtet er, grobe, schmutzige Knechtsarbeit, ja ja . . .

Also, er ist wieder daheim; und dann war es doch nichts mit den Büchern und all dem gelehrten Kram, das ist gewiß! Und da kommt er nun aus der großen Stadt zu seinem alten Vater, ist da, als sei dies alles nicht gewesen und nichts geschehen.

Ach, wir wollen nicht weiter davon reden! — —

Aber es bleibt etwas, das die Bauern tief getroffen hat: daß sich einer von der guten, nahrhaften Erde abwenden konnte, um nach der Stadt zu gehen, dort hockte Jahr und Tag, den Heimatboden mißachten, verlassen und vergessen konnte. Doch nun ist ihm schon recht geschehen! Die Stadt hat ihn wieder ausgespien! Dort überzählig, entsann er sich der alten Heimat, der nahrhaften Aecker und des guten Vaters. Die schwere Bauernarbeit erschien plötzlich begehrenswert, leicht und angenehm, nur weil es Arbeit war, Arbeit für die gesunden Muskeln.

Die Felder und die Gärten, das Vieh in den Ställen — das ist heilig, meinen die Bauern, und sie wissen darum. Der Herr Pastor predigt es von der Kanzel, nur mit anderen Worten, mit Gottes Worten; aber das sind auch die Worte des Bauern, die ungesprochen bleiben, dabei sich die arbeitsharten Hände falten im lautlos herzinnigen Gebet. —

Gut, Jochen ist heimgekehrt; es soll vergessen sein, weil er heimgefunden hat zum guten Boden, den Aeckern und dem angestammten Blut! —

Von einer verlorenen Geliebten reden müssen, das ist schmerzhaft, schmerzhaft, an vernarbten Wunden rühren, aber tausendfach schmerzlicher, sagen müssen: ich habe gearbeitet, ich habe geschaffen und mein Werk werden sehen, doch es war unfruchtbar und erbrachte keinen Segen.

Und siehst du, Vater, nun mußte ich zu dir kommen, wie dein kleiner Sohn vor Jahrzehnten kam an jedem Tage, und muß dich bitten: gib mir ein Stück Brot, weil ich dein Sohn bin.

Das dem Vater sagen müssen, ist schwer, denn es sind Niederlagen und verlorene Hoffnungen. —

Am Sonntag, nach dem Gottesdienst, gehen der alte Bauer und Jochen, sein Sohn, über die Felder. Gelb stechen die Stoppeln aus dem Boden; Wind faucht einher; hoch am Himmel zieht ein Bussard seine Kreise.

„Wir werden das Land umbrechen für die neue Saat," sagt der alte Bauer. Und sonst sagt er nichts weiter. Es ist nicht nötig, daß darum viel gesprochen wird.

Doch am Feldrain, nahe der alten, schiefen Weide am Forellenbach, bleibt der Alte sinnend stehen, und dann sagt er plötzlich, den Blick abgewandt: „. . . und du, Jochen, sollst hinter dem Pfluge gehen, daß du ein guter Bauer werdest, auf eigener Scholle! Ich bin Gott nahe gekommen in den Jahren der Arbeit, ich habe mein Weib ernährt und meine Kinder erzogen in Ehrfurcht, ich habe die Saat gelegt in Hoffnung auf seine Gnade, daß er reifen und ernten lasse zur rechten Zeit. Nun aber bin ich alt, meine Jahre sind um, und dann seid ihr Jungen da und müßt eure Pflicht tun . . . Und nun sehe ich dich nach Feierabend noch in deiner Kammer sitzen! Ich weiß, noch um Mitternacht brennt die Wachskerze. Du solltest ruhen nach der schweren Feldarbeit, um am Morgen erfrischt und gestärkt schaffen zu können . . . So erfordert es der Dienst an Gottes Erde!"

„Ich habe neue Pläne! . . . Mein Vater, man kann in einer Kirche sein, man kann an einer Maschine stehen, einen Motor abhören, am Zeichentische Gedanken erstehen lassen und Form geben; es ist der gleiche Gottesdienst und die gleiche Ehrfurcht, Gott näher zu sein in seinen Werken. Ja, Vater, ich baute Maschinen, ich fand neue Konstruktionen! Auch ich legte meine Saat aus, wie du die deine auslegtest, aber meine Saat ist noch nicht gereift zur Ernte. Das mußt du wissen, Vater . . .! Ich hatte Unglück, ebenso wie du Unglück haben kannst durch Hagelschlag oder Viehseuchen. Der verlorene Sohn muß nicht auch ein ungetreuer Sohn sein! Ich habe noch den Glauben an mich selbst! Und das ist viel!"

„Ich kann deine Worte nicht so recht begreifen, aber eines wird mir nun gewiß! Du mußt deinen Weg gehen, wie ich den meinen gegangen habe. Gottesdienst ist wohl auch deine Arbeit, mein Junge! Und du magst recht behalten: Arbeit im Werksaal oder auf den Feldern, Arbeit des Geistes an Konstruktionen im Büro oder Hochschule, wichtig bleibt nur, daß man seine Pflicht getreu erfüllt! . . . Und nun komm heimwärts! Die Mutter erwartet uns mit dem Mahle!"

Fröhliche Ecke

Immer noch früh genug. Bald hinter München wird der Schnellzug von einem Bäuerlein mit einer Personenzugskarte betreten. „Ja," sagt der Kontrolleur, „das geht doch nicht. Mit dieser Karte können Sie nicht im Schnellzug fahren. Da müssen Sie nachzahlen."

„Waar net übi," engegnet jedoch der Landmann. „Nachzahlen? I? Dös gibt's bei mir durchaus gar net. Da soll dafür liaber der Zug langsamer fahren. Zu meiner Alten kimm i alleweil no früah gnua hoam."

*

Glückliche Lösung. Zwei Frauen vom Lande sitzen in einem Großstadt-Kaffee.

Mit dem Kaffee, der ihnen vorzüglich schmeckt, sind sie im reinen. Aber das Wasser, das man ihnen hingestellt hat, was sollen sie denn mit dem Wasser?

Schließlich kamen sie aber doch noch darauf: sie spülten mit dem Wasser ihr Geschirr ab. Hierauf zahlten sie und gingen.